



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Spiero, Heinrich: Vier Lebensromane

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Vier Lebensromane

Von Dr. Heinrich Spiero-Hamburg



Heodor Fontane hat einmal die Berechtigung einer neuen Dichtung wesentlich damit begründet, daß sie originell sei, und er klagte damals über die Dublettenkrankheit, die unserer Literatur anhafte. Wer wollte bezweifeln, daß dieser Zug zur ewigen Wiederholung des Gleichen auch heute bei uns vorhanden ist und nirgends stärker als im Roman. In dem naturalistischen Roman der achtziger und neunziger Jahre so gut wie in dem späteren Heimatroman strohte es nur so von Wiederholungen, Abwandlungen desselben Themas, gewissermaßen nur in anderer Verkleidung. Neben dem Wertvollen, dessen Zahl und Gewicht sicherlich nicht gering ist, liegt überall die bloße Dublette. Auch in dem Entwicklungsroman ist das der Fall, seitdem er einen neuen Aufschwung genommen und, noch beeinflusst durch das naturalistische Streben nach Intimität, immer neue Gebiete der Lebensdarstellung erobert hat. Es ist deshalb immerhin ein seltener Fall, wenn eine Anzahl gleichzeitig erschienener Werke dasselbe Motiv ganz verschiedenartig, ganz persönlich, ja, jedes in seiner Weise originell behandelt. Verhältnismäßig am wenigsten ist das in Richard Sexaus ersten Roman „Märztrieb“ der Fall (Berlin, Axel Juncker). Denn äußerlich verläuft sich das Thema wenig von der üblichen Heerstraße. Ein junger Mensch, stark künstlerisch bewegt, aber kein Künstler, lernt im Hause des Freundes, wo er sich im Dienste des kranken Vaters nützlich macht, die junge Schwester und Tochter lieben und reißt sich schließlich aus freiem Willen los, da er sie aus äußeren Gründen noch nicht heimführen kann und seiner eigenen Stärke dem reinen Mädchen gegenüber nicht traut. Sie aber fühlt sich durch ein Mißverständnis getäuscht und entzieht sich ihm für immer, so daß die beiden Menschen für ewig fern von einander dahergehen, weil das einfache Wort der Wahrheit nach allem Gewesenen nicht mehr von ihm zu ihr durchdringt. Diese Vorgänge aber behandelt Sexau in einer knappen Sprache mit sehr glücklicher, nicht geschwätziger Ausmalung der Umgebung und mit scharfer, eindringender Charakteristik. Das langsame Erwachen der Empfindung in ihr, das jähe Auslodern dann, das ihn erschreckt und ihr unschuldsvoll natürlich ist, sind vorzüglich und ohne Schielen gegeben.

Origineller, auch in dem Inhalt der Erzählung selbst, ist der Roman von Leonore Frei: „Das leuchtende Reich“ (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger). Der Held dieses Romans stammt väterlicherseits aus einem adligen

Geschlecht, durch die Mutter aber aus einer Familie, in der seit zwei Generationen alles in griechischer Luft geatmet hat. Mit Homer, Aeschylos, Sophokles sind die Kinder erwachsen, und Daniel Achilles fühlt hinter seinem Leben ein zweites, das eines griechischen Helden. Und diesem Unterbewußtsein fügt sich bei fortschreitenden Schicksalen alles ein, was er erlebt: der Tod des Bruders durch die Schuld des Vaters, der Ehebruch des Vaters, dem wie zur Strafe der der Mutter mit einem durchaus unter ihr stehenden Menschen folgt, der Tod des Vaters, den vielleicht die Mutter hätte abwenden können — und das alles bringt dann schließlich das Drestes-Bewußtsein in Daniel Achilles zum Ausbruch. Aber nicht wie der unselbige Held der Antike, den die Erynnyen hegen, sondern als Selbstbefreier endet er und geht sanft und heiter auf dem See, der den Bruder und den Vater verschlungen hat, in den Tod.

Die Gefahr der Übertreibung liegt bei solch seltsamem Vorwurf sehr nahe, Leonore Frei ist ihr aber fast überall entgangen. Wir glauben ihr diesen Menschen mit dem zweiten Gesicht durchaus und meinen mit ihm im wirklichen Leben zu stehen, wie wir seinen Träumen, seinen Parallempfindungen aus dem leuchtenden Reich folgen können. Wir empfinden bald die Lebensunfähigkeit gegenüber den harten Wirklichkeiten eines nun einmal eng begrenzten Daseins und gelangen deshalb mit Leonore Frei auf den gewünschten Endpunkt: den Freitod des Daniel Achilles nicht als eine Katastrophe, sondern als einen Übergang in sein eigentliches Reich anzusehen.

Aus phantastischen Reichen zur herbsten Wirklichkeit führt Johannes Höffner mit seinem Roman „Gideon der Arzt“ (F. Fontane u. Co., Berlin). Er behandelt die Geschichte zweier Juden, eines Vaters und eines Sohnes. Der Vater, Kreisarzt in einer kleinen pommerschen Stadt, hält sich äußerlich, jedoch ohne Befolgung der Zeremonien, noch zum Judentum, hofft aber den Sohn allmählich zum Christentum hinüberzuleiten. Die aufflammende antisemitische Bewegung aber führt dessen zuerst schön emporgehendes Schicksal einem jähen Ende zu. Überall stößt er an sein Judentum. Die Verehrung, die der Vater in der Heimat genießt, schützt ihn nicht vor einer schweren Herzenserfahrung, und eine vom Gymnasium her lodernde Todfeindschaft mit einem rohen Mitschüler bringt schließlich für den Studenten früh das blutige Ende auf der Mensur in Berlin. Eine tief ergreifende Erzählung, in der die Tendenz sich niemals unrein vordrängt. Denn wir erleben nicht einen für politische oder religiöse Auseinandersetzungen herbeigezogenen Schulfall, in dem alles nach bestimmtem Schema verläuft, sondern die menschliche Geschichte des Sohnes und, worauf es Höffner wohl am meisten ankam, des Vaters. Wir empfinden auch überall, daß das Menschliche in den engsten Beziehungen des Einzelnen das Letzte und Wertvollste ist. Dabei erfreut der intime Realismus, mit dem das Leben der Kleinstadt um 1880 gegeben ist, ihre Tagewerke und ihre Feste, das Leben der Kleinbürger und mit echter poetischer Gerechtigkeit auch wiederum die Vielsältigkeit des jüdischen Lebens — das Haus des deutschen, heimattreuen Arztes Gideon auf der einen,

das der fremden, nicht eingewurzelten, mißtrauischen Kleinjuden auf der anderen Seite. Die Charakteristik ist überall knapp und fein, das Ganze in einem Zuge heruntererzählt und so erzählt, daß im Grunde der Dichter nie herauszutreten braucht, sondern die Menschen und Dinge ganz für sich sprechen lassen kann.

Die gehaltvollste von diesen vier Gaben hat uns Artur Brausewetter mit seinem Roman „Stirb und werde“ (Berlin, Otto Janke) gegeben. Es ist die Geschichte eines Pfarrers, der nach schweren Kämpfen in dem Augenblick wie ein Sieger stirbt, da der Unverstand der Menge ihn brutal fällt. Martin Steppenreiter arbeitet zuerst in der kleinen Vaterstadt und gelangt hier nicht zu rechter Wirkung, weil er ganz den ernstesten Pflichten seines Amtes lebt und den gesellschaftlichen Verhältnissen, insbesondere auch seinem Patron nicht die Einräumungen machen will, die man von ihm verlangt. In die Großstadt berufen, erlebt er eine Umwandlung. Er gelangt durch einen Freund in die Gesellschaft, er, der Musikalische, wird der „Herrgott der Großstadt“, der gesuchte Redner nicht nur auf der Kanzel, der mitschwimmt im Strome der Geselligkeit und dem nun hier das rechte Maß verloren geht, bis er erkennt und umbiegt. Von einer Hochzeitsfeier in eine Proletarierhütte berufen, sieht er auf dem nächtlichen Gang den falschen Weg und geht nun einen anderen. Er entsinnt sich der letzten Forderungen des Amtes, er meidet jede Konzession und wird der Geistliche der Elenden und Bedrängten. Aber auch hier erlebt er bitterste Enttäuschung, als sein Vermögen vertan ist, seine materielle Hilfe den Bittenden versagt werden muß. Und nun wagt er das Letzte und geht in die sozialdemokratische Versammlung, um dort über Sozialdemokratie und Christentum zu sprechen. Zuerst wird ihm donnernder Beifall, dann aber, da er ganz anderes sagt, als man von ihm erwartet, tosender Widerspruch, bis er in dem Aufruhr der beleidigten Genossen tot daniedergestreckt wird.

Es ist nicht etwa „der“ Pfarrer, den uns Brausewetter hier zeichnet — er stellt ihm einige ganz andere gegenüber, darunter eine sehr feine Gestalt, die in der Gesellschaft lebt wie in seiner zweiten Periode Martin, und die doch innerhalb dieser Gesellschaft ganz anders für das Evangelium zu wirken weiß. Steppenreiter ist nicht ein Typus, sondern vielmehr ein Mensch, der immer nur in sich wirken kann, wenn er ganz einer Überzeugung folgt, eine Natur, die sich stets bis zum Letzten ausgeben muß, und für die es darum wirklich nur heißen kann: Stirb und werde, noch in einem ganz anderen Sinn, als es für jeden so heißt. Der demokratische Troß des unfirchlichen Vaters und die vermittelnde Demut der frommen Mutter haben seltsame Spuren in ihm hinterlassen; er kann nur eins sein oder gar nichts sein, kann auch der geliebten Braut zuliebe nicht um einen Schritt von der neu erkannten Wahrheit abweichen — eine durchaus tragische Natur, deren Untergang erschüttert und zugleich befreit, weil wir empfinden, daß sie diesem Leben doch nicht gewachsen ist. Nichts von modernen Kirchenstreitigkeiten, nichts von allem, was uns im letzten Jahr beschäftigt hat, lebt hier, sondern es handelt sich um die immer wiederkehrenden Kämpfe

einer besonders angelegten und groß angelegten, reich begabten Natur mit dem Amt und dem Leben. Beide, der gewählte Beruf und die nicht gewählte Umgebung, erscheinen schuldlos und der Held echt schuldlos-schuldig, wie tragische Helden gemeinhin den in sie gelegten Konflikt erfüllen. Es ist erstaunlich, bis zu welcher Höhe Brausewetter sich emporgearbeitet hat, besonders wenn man dies Werk mit einem früheren, wie etwa „Halbseele“, vergleicht. Auch im Außerlichen ist alles reif und rund, die großstädtische Gesellschaft vorzüglich gegeben mit dem echten Ton des Kenners und ohne daß die Schilderung Selbstzweck wird, weil alles nur der Idee der Dichtung dient. So regt das Werk zu tiefem Nachdenken an und bringt mit der Entwicklung dieses Einen eine Fülle allgemeiner Fragen, Gedanken, Hoffnungen in uns zum Wachen. Und wenn wir jemandem zutrauen möchten, nun auch einmal die kirchlichen und religiösen Zeitkämpfe dichterisch darzustellen, die uns von Tag zu Tag tiefer erfassen, so wäre es Artur Brausewetter, der Verfasser von „Stirb und werde!“ Das evangelische Pfarrhaus kann stolz darauf sein, daß neben Heinrich Steinhäusen, Richard Weitbrecht, Fritz Philippi, Wilhelm Speck, Diedrich Specimann, Gustav Frenssen (wobei ich allerdings nicht den Theologen von „Hilligenlei“, sondern den Dichter der „Drei Getreuen“ und des „Jörn Uhl“ meine), daß neben sie nun der Pfarrer außer Diensten Johannes Höffner und der Archidiaconus Artur Brausewetter getreten sind, von denen beiden wir noch vieles zu erwarten berechtigt und willens sind, vieles, was der Dublettenkrankheit so fern steht wie ihre letzten Bücher.



## Ich sah den Tod im Traum . . .

Von Albert Sergel

Ich sah den Tod im Traum. Ein trotziger Junge,  
 der auf der Wiese Blumenköpfe mähte  
 mit schwankem Gertenhieb, erschien er mir.  
 So eifrig war sein tolles Lustbeginnen,  
 daß ihm der Sommerhut vom Kopfe flog.  
 Er achtet's nicht, und unter jedem Hieb,  
 der pfeifend — schrill die Lüfte scharf durchschneid,  
 erzitternd flog und sank ein Blumenhaupt.  
 Doch um ihn her die Wiese stand in Blumen:  
 so sehr er auch abmattend sich bemühte,  
 nur immer neue Kelche sproßten auf  
 und füllten sich und dufteten und blühten.